

Armin Kerber

Augen auf, Augen zu – Das Glück des Wiedersehens Das Theaterspektakel Zürich 2015

(veröffentlicht in THEATER DER ZEIT 11/2015)

Man muss sich Sandro Lunin als einen glücklichen Menschen vorstellen. Nicht deswegen, weil er seit neun Jahren Programmchef eines der schönsten Theaterfestivals Europas ist, das alljährlich im August für knapp drei Wochen direkt am Zürichsee stattfindet; und auch nicht deswegen, weil auf diesem Theaterfestival als einzigem in Europa auch dieses Jahr wieder alle fünf Kontinente zu Gast sind. Und auch nicht wegen der traumhaft hohen Auslastungszahlen – dies war seit der Gründung im Jahr 1980 fast jedes Jahr so, da hat höchstens mal ein verregneter August einen kleinen Strich durch die Erfolgsstatistik gemacht.

Als ein hastig eingeflogener VIP-Kurator aus Berlin sich darüber wundert, dass ein Abend, bei dem afrikanische Schauspieler eine Art fröhlicher Jam-Session gegen die weltweite Verdummung durch das Internet feiern, bis auf den letzten Platz ausgebucht ist («in Berlin würden das sich dreißig Nasen anschauen»), geht ein leises Lächeln über das braun gegerbte Gesicht von Sandro Lunin, dem man seine zahlreichen Afrika-Aufenthalte durchaus ansieht. Doch Kuratoren-Glück ist etwas anderes als einem deutschen Kollegen zu erklären, dass in Zürich beim Theaterspektakel „ausverkauft“ fast alltäglich ist.

Dies hat auch damit zu tun, dass das Theaterspektakel seine Wurzeln in den alternativen Entwürfen der 80er Jahre hat und bis heute als eine der letzten Spielwiesen der kleinen Fluchten fest verankert ist in dieser durchkapitalisierten Metropole, die inzwischen die teuersten Lebenshaltungskosten der Welt aufweist. Auch wer den Rest des Jahres in Zürich nicht ins Theater geht, schaut mal beim Theaterspektakel vorbei, und sei es nur, um eines der zahlreichen Restaurants mit hervorragender internationaler Küche zu besuchen, die das Festivalgelände zu einer Art alternativen Mini-Oktoberfest mit Seeblick machen.

Doch so verführerisch schön und volksnah das Ambiente erscheint, das Festivalprogramm hat noch nie das Volksfest bedient, sondern von Beginn an konsequent auf die Integration von sperriger Avantgarde, politischem Engagement und zirkensischer

Virtuosität gesetzt. Bereits in den frühen 90er Jahren waren die Needcompany und die Whoostergroup zu Gast, die Handspring Puppet Company aus Südafrika und Robert Lepage aus Kanada. Und seit seinem provokanten „Amleto“ 1992, als der um sich schießende und schießende Horatio fast alle Zuschauer frühzeitig in die Flucht getrieben hatte, ist Romeo Castellucci Dauergast beim Theaterspektakel, das im Windschatten der Big Player wie Avignon und Edinburgh seit 35 Jahren als kleiner, aber feiner Teilchenbeschleuniger des internationalen Festival-Karussells wirkt.

Im Tross der diesjährigen Festival-Karawane kam direkt aus Hamburg vom Kampnagel-Festival „Das Bauchrednertreffen“, die neueste Produktion der französischen Choreografin Gisèle Vienne, in Zusammenarbeit mit dem Puppentheater Halle entstanden. Doch trotz brillanter Akteure und scharf gezeichneten Figuren – vom zynischem Las-Vegas-Entertainer bis zur schüchternen Transe – und trotz eines Puppenaufmarschs vom sprechenden Kissen bis zu einer der Alien-Welt entlaufenen Gottesanbeterin: Das groß gedachte Projekt über nichts weniger als den Sinn des Lebens und den Zweck der Kunst bleibt in kleinteiligen, mehr oder weniger berührenden Solo-Nummern hängen. Je mehr im Kreisverkehr der Einzelgänger sich Humor und Suspense verläppern, desto weniger nimmt man die grossen Fragen um Liebe und Einsamkeit, Lüge und Wahrheit, Leben und Tod noch ernst.

Dagegen lieferte das in diesem Jahr bereits bei den Wiener Festwochen und den Theaterformen in Hannover gezeigte „La imaginacion del futuro“ des chilenischen Teatro La Resentida einen provokativen Sprung in die jüngere Zeitgeschichte. Der Mythos um den linken Präsidenten und Volkshelden Salvador Allende, der sich am 11. September 1973 während des mit US-Unterstützung erfolgten Rechtsputsches durch Pinochet das Leben genommen hat, wird mit harten Brüchen, medialen Grosseinsatz, rasanten Showbiz-Einlagen und einem lendenlahmen Allende-Darsteller als leerem Zentrum des hyperaktiven Geschehens mitleidlos zertrümmert. Der Bildersturm auf die linken Tabus der chilenischen Geschichte bewirkte eine für Zürich nicht untypische Mischung aus Achselzucken und Bravos – und spürbarem Stirnrunzeln bei einigen einheimischen Alt-68ern.

Die kleine Tanz-Produktion „We love Arabs“ aus Tel Aviv fuhr ebenfalls unter der Flagge des politischen Theaters, allerdings satirisch straff gehisst und künstlerisch dünn gestrickt. In einer Art Dance-Comedy textet der israelische Tänzer Hillel Kogan seinen nahezu stummen palästinensischen Kollegen ohne Punkt und Komma mit fast allen Klischees zu, die ihm zum Konflikt zwischen Israel und Palästina und zwischen Kunst-Wollen und Kunst-Können durch die Rübe rauschen. Permanentes Sprechen hat noch selten dem Tanzen gut getan. Gegenüber solch gut gemeinter Offenlegung der eigenen

künstlerischen Begrenztheiten öffnete Milo Rau ein wahres Weltpanorama in seiner konzentrierten Auseinandersetzung mit dem Jugoslawienkrieg „The Dark Ages“, die im April diesen Jahres bereits ihre gefeierte Premiere am Münchner Residenztheater hatte. Ohne ein Wort, ein Blick, eine Szene zuviel macht Milo Rau Weltgeschichte als Seelenlandschaft lesbar. Von Festivalhöhepunkt zu sprechen wäre dabei falsch. Denn dieser radikale Abend von messerscharfer Intelligenz lief in seinem Staatstheater-Format im Festival wie ausser Konkurrenz. Der gewohnte Gang hinterher vom Theaterstuhl zum Sessel mit Seesicht fiel jedenfalls schwerer als sonst.

In Sachen Reduktion geht der iranische Regisseur Amir Reza Koohestani in „Hearing“ – das inzwischen auch im Frankfurter Moussonturm zu sehen war – noch einen Schritt weiter als Milo Rau; so weit, dass es zunächst aussieht, als würde die Geschichte um die Bespitzelungen und Denunziationen, die sich zwischen vier Frauen in einem festungsähnlichen Teheraner Studentenwohnheim abspielen, von einem hölzernen Minimalismus ausgebremst. Aber aus dem Klipp Klapp der Auftritte, in dem die beiden Studentinnen Neda und Samaneh jeweils ihre Version der Geschichte erzählen, entwickelt sich ein lakonischer Sog, der einen unmerklich in Bann zieht. Gnadenlos wird die Unmöglichkeit solidarischen Verhaltens unter diktatorischen Verhältnisse mit unsentimentalem Pathos vorgeführt. Ein leiser Festivaltriumph.

Soweit könnte man also für 2015 von einem ganz normal erfolgreichen Jahrgang mit Aufschwüngen und Abstrichen sprechen. Aber welcher Festival-Kurator wäre damit glücklich? Das besondere Glück von Sandro Lunin lässt sich in weniger als in einer Stunde erfassen. Denn länger gehen die beiden Arbeiten von Mallika Taneya aus Neu-Dehli und Venuri Perera aus Sri Lanka nicht. Beide Künstlerinnen zeigen in der Festivalrubrik „Short Pieces“ jeweils ein knappe halbe Stunde, und mit wem auch immer man hinterher auf dem Wiese ins Gespräch kommt, in der Begeisterung für Mallika Taneya und Venuri Perera sind sich alle einig.

Mallika Taneya steht zunächst ostentativ nackt auf der Bühne, mit einem strengen Blick, der scheinbar alle postfeministischen und postkolonialistischen Selbstreflexionen über diesen performativen Akt mit dem Titel „Ich bin eine indische Frau und stehe nackt auf der Bühne“ in sich vereint. Dann bricht sie unvermittelt in Gelächter aus und wickelt ihren Körper in unzählige T-Shirts, Shawls und Hosen bis zur kompletten Unförmigkeit ein, während dessen sie mit fröhlichem Lächeln die absurdesten Verharmlosungs-floskeln über das Leben der Frau von heute dem Publikum zu zwitschert. Und irgendwo, man kann sie auch überhören, stecken in dieser nicht enden wollenden Nettigkeits-attacke Sätze wie: „Und wenn du vergewaltigt wirst, bist du selbst schuld.“

Venuri Perera geht mit ihren Fäusten auf das Publikum los. Dann fordert sie es auf, die Augen zu schliessen und wieder zu öffnen. Alle machen mit. Immer und immer wieder. Augen auf. Augen zu. Und bei allem, was jetzt passiert auf dem kleinen Bühnenviereck mit nichts als Venuri Perera und einem quadratischen Tisch – wir sind Teil dessen, was Venuri Perera nie eindeutig ausspielt, sondern immer nur tänzerisch anreißt und wieder abbricht: Gewalt, Folter, Geiselnahme, ob wir wollen oder nicht, wir sind dabei. Über Schuld fällt kein Wort. Präsenz sagt alles.

Beide Künstlerinnen will man wieder sehen auf der Bühne, vielleicht nicht nur in Solis, vielleicht in neuen Zusammenhängen. Es sind genau diese seltenen Momente, in denen man Menschen auf der Bühne sieht und nur den einen Wunsch hat: sie wiederzusehen. Sandro Lunin weiß das ganz genau, daran arbeitet er seit Jahren leise, aber zielstrebig. Nicht im postmodernen Mainstream, sondern auf den unbefahrenen Nebengleisen des Festivalbusiness findet er sein Glück. Und wenn er dann spät in der Nacht, nachdem die meisten Spektakel-Besucher gegangen sind, noch am Tisch sitzt mit Mallika Taneya und Venuri Perera, dann sieht man, warum man sich Sandro Lunin als einen glücklichen Menschen vorstellen muss.